

ORDEN POUR LE MÉRITE
FÜR WISSENSCHAFTEN UND KÜNSTE

REDEN UND GEDENKWORTE

NEUNTER BAND
1968/69

VERLAG LAMBERT SCHNEIDER · HEIDELBERG

ANNETTE KOLB
2.2.1875 – 3.12.1967



Annelle Polk

Gedenkworte für

ANNETTE KOLB

von

Carl J. Burckhardt

In dem München des Jahrhundertbeginns, im Grenzbereich zwischen der Stadt der Wittelsbach'schen Hofgesellschaft und der Stadt der Künstler, haben viele Europäer und Amerikaner, die damals durch die Bayerische Kapitale zogen, ein eigentümliches, junges Wesen getroffen, das – fremd in seiner Umwelt und dabei doch unverwüstlich bayerisch – mit äußerster Lebensenergie zugleich sehr ausdrücklich *da zu sein* und schattenhaft sich zu entziehen und wegzuhuschen pflegte.

Annette Kolb ist ein Kind Bayerns. Sie ist die Tochter eines Gartenarchitekten und Botanikers aus ältestem bayerischem Stamm und einer französischen Pianistin. Ihr ganzes Leben gehört dem heroischen Versuch, den Einklang des Menschenpaares, dem sie ihr Dasein verdankte, auf die Beziehungen zwischen ihrem Vaterland: Deutschland, und ihrer zweiten Heimat: Frankreich, zu übertragen.

Ihre Kindheit und frohe Jugend:

In einem Essay, den sie Präludium zu einem »Traumbuch« nennt, schreibt sie: »Nach einem vergnügten Abend, einem Gartenfest, mußte jedes Mädchen seine Lieblingsbeschäftigung nennen: – Lachen! – rief ich. Der Mond stand am Himmel und wir waren alle sehr jung. Ich war entzückend gewesen, wenigstens kam es mir so vor. Mein Leben versprach interessant und genußreich zu verlaufen, warum auch nicht? ›Sei nicht kleinlaut«, sagte ich nachträglich zu meinem Bild im Spiegel.«

Interessant wurde ihr Leben, genußreich wurde es nicht. In einem der schönsten unter den deutschen Romanen der ersten Jahrhunderthälfte, dem aus Andeutungen, zarten Ironien, aus ergriffenem Schweigen, nie ganz preisgebener Erkenntnis, aus phrasenloser Leidenschaft gewordenen Buche »Daphne Herbst«, hat die Dichterin das Haus ihrer Kindheit und ihre sie immer wieder bezaubernde Mutter geschildert. Bei jeder Aussage blieb Annette durchsichtig und schwebend, und alles, was sie sichtbar machte, war wie umflossen von einem nur ihr eigentümlichen Licht. Der französische Dichter Jean Giraudoux sagte einmal im Gespräch, »wir haben auch in unserer französischen Literatur wenig von dieser präzisen Leichtigkeit«, von einem Franzosen ausgesprochen heißt das ohne Zweifel viel.

In unserem Sprachbereich sagte man von ihr: »Sie hatte viel Humor«, wir müssen aber festhalten, sie hat diesen Humor nie benutzt, um Späße zu machen, sondern nur zum Vermeiden alles Grelten und Gespannten. Es handelt sich bei ihr um einen seltenen Humor des Herzens, der jede Sentimentalität tilgt und auch dem Mitleid eine verständige Würde verleiht. Mitleid empfindet sie niemals genießerisch, sondern gerecht, vor allem andern auch für sich selbst. Diese unverdrossene Kentaurin

leidet unter ihrer doppelten, ethnischen Natur, aber sie lächelt über dieses Leiden. Ihr Lächeln ist so traurig als tapfer, auch ahnungsvoll, denn es bereitet auf die Einsicht vor, erkennen zu müssen, daß die deutsch-französische Grenze, die ihr Wesen mitten entzweischneidet, auch in ihr selbst nie überschritten werden kann.

Und doch kennt sie – wie niemand sonst – das Geheimnis eines möglichen Einklangs zwischen ihren beiden Vaterländern. Sie rettet es in eine unwirkliche Sphäre hinüber, und gerade diese Sphäre wird für sie zur Wirklichkeit schlechthin. Hier lebt sie. In der Wirklichkeit der andern aber ist sie nur vorhanden wie die Fee im Haselstrauch.

In ihrer Geheimniswelt dagegen ist sie völlig gegenwärtig, willensstark und zusammengefaßt. Dort hält sie alles in bester Ordnung. Draußen aber, im Alltäglichen, ist ihr Verhältnis zum Inventar des Alltags äußerst schwankend. Hier bleibt nichts bei ihr, alles scheint sie zu fliehen: Kleidungsstücke, Handtaschen, Pässe, wichtige Briefe und ausgefertigte Checks, die ihr jemand schenkt. Sie wandelt dahin und hinter ihr schwebt ein Kometenschweif herrenloser Gebrauchsgegenstände. Niemals geht sie ihrer *endgültig* verlustig, sie wird umkreist von ihnen, der Kometenschweif wird zum Jupiterring, verengert sich zur Aura, und diese Aura zieht magisch Annettes zahlreiche Freunde an, die sich fortan nichts Besseres wünschen, als für die Dichterin bei Tag und bei Nacht zu suchen und wiederzufinden.

Solcherart, vom Zufall unwittert, schreitet sie den Weg ihrer großen Liebe. Dieser Weg führt sie schon zwischen 1914 und 1918 beinahe bis zur Verhaftung, weil das Grundmotiv, ihre Passion für Frankreich, sie ihrer Jugend wegen, nie mehr so unmittelbar erschüttert hat wie während des ersten euro-

päischen Bruderkrieges. Da stand sie einsam als Kronzeuge ihrer Treue.

Zu Beginn der Weimarer Republik ließ sich Annette Kolb am Rande des Schwarzwaldes nieder, mit dem Blick auf die Rheinebene und die Horizontlinie der Vogesen. Sie wohnte in einem kleinen Hause über den warmen Quellen Badenweilers, und dort war sie die Nachbarin des andern Deutschfranzosen, die Nachbarin ihres Freundes René Schickele, den ihr der Tod allzufrüh entreißen sollte.

Dann schrieb man 1933. Alle Freunde Annettes erschrakten, als die Dichterin nach der Machtübernahme am Kölner Rundfunk eine vehemente antinationalsozialistische Rede hielt. Schon lange hatte man sie gewarnt, hatte man ihr geraten, sich ins Ausland zu begeben. Sie war in Badenweiler geblieben. Schon hatte die Polizei, auf das Gerücht hin, daß sie sich in Berlin befinde, nach ihr gesucht. In der Nacht war sie in die Schweiz gelangt. Bald ließ sie sich in Paris nieder, dort fand sie jene stille Wohnung bei der Kirche Ste. Clotilde, die sie später nie vergessen konnte. Französische Freunde wieder, Jean Giraudoux und der so rücksichtsvoll vorsorgliche spätere Botschafter Jacques Dumaine, wußten um sie und halfen ihr zum scheinbaren, entscheidenden Schritt: Französin zu werden. Es ging dabei nicht sehr administrativ zu, ein Tintenklecks verdeckte ihr Geburtsdatum in ihrem deutschen Paß. Sie verjüngte sich um einige Jahre, um das vom Gesetz vorgeschriebene, für die Erteilung der Staatsbürgerschaft notwendige Alter durch diese Rückdatierung angeben zu können.

Jetzt glaubte sie befreit zu sein, aber die Grenze war nur in jener äußern Wirklichkeit überschritten, die für die Dichterin nicht vorhanden war. Drei Jahre lang, bis 1936 sagt sie uns, sei sie beinahe glücklich gewesen. Dann setzte bei ihr die Qual

wieder ein, der Krieg schien ihr nun unvermeidlich. Welch ein Unheil zog über ihre zwei Vaterländer herauf. Jetzt waren ihre Gedanken ständig wieder in Deutschland.

Wie sie über Vichy, knapp vor der Besetzung, nach Paris gelangte und von dort in die Vereinigten Staaten, erzählt sie uns in einer ihrer erstaunlichen schriftstellerischen Leistung »Memento«. Ihr Bericht über die Tage, in denen sie in Madrid der Verhaftung entging, gehört für mich zu den großen Leistungen unserer erzählenden Literatur. Wie eine goldene Kette fügt die Dichterin die Glieder der sogenannten Zufälligkeiten ihrer Rettung ineinander.

In den Vereinigten Staaten, die sie auf abenteuerlichen Wegen erreichte, wird sie ihrer neuen Umgebung kaum gewahr. Sie lebt eingeschlossen in die Sorge um ihre beiden Vaterländer und die zurückgelassenen Freunde. – Dann kehrt sie zurück in das Paris des Jahres 1946. Über Jahreszahlen denkt sie niemals nach, Jahre zählen nicht für sie. Das erste: Sie findet ihre Wohnung nicht wieder, so lebt sie denn bei Freunden oder hier und dort in überfüllten Hotels. Dreimal wird sie vom Mißgeschick getroffen. Sie öffnet jeweils den Wasserhahn ihrer Badewanne und begibt sich dann, ohne ihn zu schließen, für ein paar Stunden in die Stadt. Ein historischer Raum, im Erdgeschoß einer Botschaft, wird schwer beschädigt, die Stukaturen der goldverzierten Decke fließen den seidenen Tapeten entlang. Zweimal wird Annette Kolb aus ihrem Hotel verwiesen. – Das sind minimale Zwischenfälle, aber ganz anderes ist einzig wichtig! Durch die Seligkeit des Wiedersehens mit den großen Horizonten des geretteten Paris wirkt von neuem und aufs stärkste etwas, das die Dichterin nicht zur Ruhe kommen läßt: Sie sieht in der Ferne die Trümmer ihres Münchens, sieht die zerrissenen blauweißen Fahnen Bayerns.

Wie gesagt, sie ist Französin geworden, aber jetzt erinnert sich die Stadt München an ihre erstaunliche Tochter mit dem französischen Paß, und großherzig stellt sie ihr eine schöne, über dem rechten Ufer der Isar gelegene Wohnung zur Verfügung.

Annette hat immer geschrieben. Im Selbstverlag gab sie schon Aufsätze heraus, als sie noch ein Kind war. Schon damals, mitten in den deutschen Texten, standen zwei französische Essays. In sehr frühen Jahren lernte sie alle großen europäischen Sprachen verstehen. Ein erstes Aufsehen erregte ihr Buch »L'âme aux deux patries«.

Den literarischen Raum aber betrat sie mit dem Roman, für den sie den Fontanepreis erhielt: »Das Exemplar« – ein trauriges Buch, in dem die Menschen zwar gut und wie füreinander geschaffen sind und die Umstände sind es auch, aber sie passen nie aufeinander, es gibt keine auflösenden Akkorde mehr, alles wird unheimlich aneinander vorbeigeführt. Man spürt, es steht etwas bevor, in dem alles, was sich zu ebenmäßigen Figuren ineinanderzuschließen anschickte, nun von eiskaltem Hauch auseinandergeblasen wird. »Das Exemplar« ist ein Buch des Abschieds vom alten Europa, es steht im Zeichen der Trennung, der diskreten Trennung in bester, stoischer Manier – die Gestalten gehen wortlos auseinander, sie werden vom Autor nicht mit grellem Scheinwerfer angestrahlt, sondern nur merkwürdig von innen erhellt.

Sie arbeitet lebenslang mit größtem Fleiß. Ihre Produktivität versiegte nie bis zu ihrem, scheinbar nicht ganz einwandfrei festgestellten, hundertsten Lebensjahr.

Sie hinterläßt uns große Romane wie »Daphne Herbst« und »Die Schaukel«. Zu beiden Werken besitzen wir kein Vergleichbares, höchstens an gewissen Stellen überraschender-

weise einen Anklang an Wieland, dort, wo er mit sicherstem Geschmack ziseliert, wenn er Ciceros Briefe übersetzt. Annette Kolb ist und bleibt einer unserer großen Stilisten. Ihre beiden Dichtungen sind zugleich nah und fern vom eigenen Ergehen, innerhalb des Familienkreises der Autorin. Hier und dort ist eine ältere, besonders schöne und zum Glück begabte Schwester vorhanden, die der Dichterin selbst und somit der Heldin der Romane ahnungslos vieles vorwegnimmt. Dennoch sind die beiden Dichtungen voneinander sehr verschieden, sie werden durch ein völlig anderes poetisches Element hindurchgeführt. Besonders hat die Prosa der französischen Münchenerin immer auf mich gewirkt, wenn sie beim Schreiben zornig wurde. Jetzt, wo wir es oft mit Äußerungen des Zorns zu tun haben, wirken die Invektiven der mit Amerikanismen durchsetzten Protestsprache fast wissenschaftlich maßvoll, gegenüber den vielfältigen spitzen Pfeilen, die unsere Dichterin, auch nachdem sie die höchsten Stufen des Greisenalters erklimmen hatte, abzuschließen vermochte: »facit indignatio versus«. In ihrem »Beschwerdebuch«, auf dessen erster Seite sie mir schrieb: »mein einziger Bestseller, leider im voraus verpfändet«, gibt es einen Artikel, betitelt »Modejargon«, da ist die Rede von dem »dezenten Hut der Generalin«. Es wird geluncht, wehe dem, der zu Mittag äße. Der Herr im Cutaway muß shopping für Christmas gehen. Er wird bereits die First Lady der heutigen Illustrierten im Tearoom treffen. Es regnet, er trägt Pumps und wird nun Boots anlegen müssen. Der Pull-over wird naß werden, aber die Begleiterin will ihre Kasak mit Pochetten zeigen. – Was würde Annette heute sagen? An anderer Stelle beklagt sie sich über Radioleiden, über den Apparat, den sie sich angeschafft hat. Am Radio trifft sie ihre Todfeinde, nämlich die Pedanten. Warum sagt diese Ansagerin, so

ruft die Empörte, warum sagt sie »die englische Hauptstadt London«, »die österreichische Bundeshauptstadt Wien«, »die italienische Hauptstadt Rom« oder »die amerikanische Großstadt Chicago«, und nicht einfach: »London« oder was immer. Warum glaubt sie Mexiko wie Mechiko aussprechen zu müssen oder Egypten wie Ägüpten. Bald, so meint sie, werde man es nicht mehr wagen, Venedig statt Venezia zu sagen oder Florenz statt Firenze. Sie wünscht, es möchte ein Schutzverband der bereits mürrischen oder der noch reizbaren Radioinhaber gegründet werden. Die Sendestellen, so meint sie, seien nicht imstande, sich die Wehrlosigkeit des Radiobesitzers vor Augen zu halten, besonders wenn es aus dem kaum berührten Apparat plötzlich bläst, schreit, schrillt, posaunt, gellt, prasselt oder heult, anstatt zu erklingen. –

Wie es die Zwischenkriegsjahre mit sich brachten, hat Fräulein Kolb auch Biographien geschrieben. Einige, so meine ich, werden ihres intuitiven Verstehens des Gegenstandes wegen immer wieder entdeckt werden, z. B. diejenige Mozarts. Gerade die leidenschaftlichen Ungerechtigkeiten gewisser Passagen steigern die erstaunliche Vitalität der Prosa. Wie hat Annette Konstanze Mozart gehaßt. Wie nur eine Frau diejenige hassen kann, der sie nicht verzeiht, den von ihr selbst Angebeteten unglücklich gemacht, seine Größe nicht verstanden zu haben. Das lodert nur so wie brennendes Fichtenholz und der Widerschein einer herrlichen Subjektivität beleuchtet das Standbild, das hier errichtet wird von allen Seiten, und läßt es so plastisch werden, daß man erschrecken könnte. *Immer* nimmt die Autorin Partei und zwar so heftig, daß sie einen zwingt, ihren König Ludwig II. von Bayern zu bewundern. Überschreibt sie ein Buch »Kleine Fanfare«, so schlagen einem, kaum hat man die erste Seite geöffnet, Fanfarentöne entgegen. An allem Zeit-

geschehen nimmt sie teil, nicht immer, um es zu verstehen, sondern um eines der von ihr so verabscheuten Modeworte zu gebrauchen, vollständig engagiert, oft bis zur Tollkühnheit.

Aber sie kann auch anders, sie kann bisweilen objektiv bleiben, so in dem historisch so wertvollen Bande, in dem sie ihrem lebenslangen Berater, dem Vertreter bester diplomatischer Tradition »Barrère«, ein geschichtlich sehr genaues, ausführliches und diesmal leidenschaftsloses Zeugnis ausstellt, ihm, dem Manne, der ein Rezept für die Versöhnung zweier Nachbarvölker glaubte gefunden zu haben und nie aufgehört hat, der platonischen Idee eines deutsch-französischen Ausgleichs zu dienen.

Nun, auch das von ihm verfolgte Ziel ging vorüber, ohne daß eine Möglichkeit sich gezeigt hätte, es mit beiden Händen zu ergreifen. Gerade auf dem Gebiet der verfehlten Gelegenheiten liegt ein großer Gegenstand dieser Dichterin. Vorübergehende Gelegenheiten, jenes gewisse »Beinah«, das sich dann immer wieder in einstige Hoffnungen verwandelte. Die Hoffnungen entflatterten wie die immer leichter werdenden Geldscheine, die Annette aus fahrenden Mietswagen oder Bahncoupés von unfäßlichen Wirbelwinden entrissen wurden und dann in weitem Bogen schließlich doch zurückgetragen und ihr in den Schoß fielen; oft zu spät.

In ihrem privaten Leben ist ihr vieles entgangen. Wenn sie jedoch von Vermissten spricht, so vermißt sie lange vor ihr weggegangene Gestalten und merkwürdig, wenn sie von früheren Glücksmomenten redet, so stellen sich diese Momente, als sonderbare Erfüllungen, immer wieder bei ihr ein. Sie hat vieles in richtiger Weise vorausgesehen und vorausgesagt, das Vergangene aber blieb immer Gegenwart für sie. Tiefernst redet sie von Toten, als spräche sie von Lebenden. Das ist ihre

Größe: das Aufrufen der verschwundenen Gestalten und ihr Erscheinen, als trenne sie nichts von uns.

Unsere so musikalische Dichterin ist immer durch unzählige kleine Wunder bewahrt worden, deren tiefer Sinn, wenn dieser von andern begriffen würde, schließlich vielleicht unmerklich ein großes Wunder bewirken könnte. Dieses Wunder ist in der Parabel von den Blumen auf dem Felde enthalten. Auf wenig Menschen, die ich gekannt habe, findet dieses Gleichnis eine schönere Anwendung als auf die Frau, deren wir heute gedenken durften.